

Patrick Henze, Aaron Lahl, Victoria Preis (Hg.)  
Psychoanalyse und männliche Homosexualität

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

## BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Patrick Henze, Aaron Lahl, Victoria Preis (Hg.)

# **Psychoanalyse und männliche Homosexualität**

**Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte**

Mit Beiträgen von Sophinette Becker, Ralf Binswanger,  
Michael Bochow, Martin Dannecker, Marco Ebert,  
Mario Erdheim, Herbert Gschwind, Monika Gsell,  
Dagmar Herzog, Hans Hütt, Marco Kammholz, Aaron Lahl,  
Victoria Preis, Barbara Wackernagel-Jacobs  
und Benedikt Wolf

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Foto aus dem Jahr 1970 © Alfred von Meysenbug

AutorInnenfoto Umschlagrückseite: © Doris Belmont

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2880-8

*Für Martin Dannecker*



# Inhalt

<b>Psychoanalyse und männliche Homosexualität</b>	11
Einleitung	
<i>Patrick Henze, Aaron Lahl &amp; Victoria Preis</i>	

## **Homosexualität und Psychoanalyse**

<b>Zur Lage des Homosexuellen</b>	33
<i>Martin Dannecker</i>	

<b>»Tatsächlich hängt die von Freud beschriebene Kategorie von Homosexualität mit der Pädophilie zusammen«</b>	55
<i>Herbert Gschwind</i>	

<b>Die bemerkenswerte Beständigkeit der Homophobie in der Psychoanalyse</b>	69
Die USA im kalten Krieg	
<i>Dagmar Herzog</i>	

## **Tribschicksale und ihre Theorien**

<b>Vom Schmusekätzchen zur aggressiven Bestie</b>	95
Bisexualität, vollständiger Ödipuskomplex und das Tribschicksal des passiv-genitalen, sogenannt »weiblichen« Wunsches	
<i>Monika Gsell</i>	

<b>Wiederholt sich die Geschichte? – Nicht wirklich!</b>	117
Drei Verständnisschwierigkeiten einer Neuformulierung des Perversionsbegriffs	
<i>Ralf Binswanger</i>	

**Zur Konzeption der Sexualität in der Queeren Psychoanalyse** 139  
Eine Bestandsaufnahme  
*Victoria Preis*

**Geschlecht und sexuelle Orientierung in Auflösung –  
was bleibt?** 165  
*Sophinette Becker*

## **Literatur trifft Psychoanalyse: Adoleszenz**

**Adoleszenz und Homosexualität** 183  
Sigmund Freuds *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905)  
und Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906)  
*Mario Erdheim*

**Versuche über die Pubertät** 197  
Hans Henny Jahnn und Hubert Fichte  
mit Martin Dannecker gelesen  
*Benedikt Wolf*

## **Sexualpolitische Rück- und Ausblicke**

**Martin Dannecker und die »Philosophie der Hoffnung«** 227  
*Marco Ebert*

**Die Gruppe RotZSchwul – eine Analyse homosexueller  
Subkultur** 245  
Rückblick auf eine Diplomarbeit aus dem Jahr 1975  
*Barbara Wackernagel-Jacobs*

**Vom Safer Sex zur Präexpositionsprophylaxe (PrEP)**  
Kurze Formeln für lange Wege 259  
*Michael Bochow*

**»Glücklich, gerecht, sicher«**  
Kritische Anmerkungen zur Sexualpädagogik 279  
*Marco Kammholz*

<b>Affirmation und Entwertung der Liebe in der Psychoanalyse</b>	297
Eine Erwiderung auf Didier Eribon <i>Aaron Lahl</i>	
<b>Lob der Autonomie</b>	317
Eine Erinnerung an Fritz Morgenthaller <i>Hans Hütt</i>	



# Psychoanalyse und männliche Homosexualität

## Einleitung

*Patrick Henze, Aaron Lahl & Victoria Preis*

Dem Verhältnis der Psychoanalyse zur männlichen Homosexualität einen Sammelband zu widmen, könnte die nicht ganz unberechtigte Frage aufwerfen, was zu diesem im Jahr 2019 noch Besonderes mitzuteilen wäre. Homosexualität gilt der Weltgesundheitsorganisation seit 1990 nicht mehr als Krankheit, der Paragraf 175 wurde 1994 endgültig aus dem Strafgesetzbuch gestrichen, 2006 wurde das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz erlassen und 2017 wurden Lesben und Schwule schließlich im deutschen Eherecht vollständig gleichgestellt. Auch die Zeiten, in welchen psychoanalytische Ausbildungsinstitute homosexuelle BewerberInnen aufgrund von deren sexueller Orientierung ablehnten, sind seit Ende der 1990er Jahre passé, und der psychoanalytische Diskurs der Pathologisierung der Homosexualität ist – zumindest offiziell – verstummt.

Überhaupt scheint die Rolle, die Geschlecht und sexuelle Orientierung in der Gesellschaft spielen, an Bedeutung zu verlieren (vgl. Becker, 2010, S. 184f.; Eder, 2010, S. 169f.; Schmidt, 1996, S. 11ff.; Sigusch, 2013, S. 173, 222). So konstatiert auch Martin Dannecker (2017), dass die Sexualität heute ihren mythischen Sonderstatus eingebüßt habe. Durch den weitgehenden Wegfall sexueller Verbote sei dem Sex sein utopisches Pathos genommen. Dannecker befindet, »dass von einer mit dem sexuellen Handeln einhergehenden Transgression [heutzutage] kaum mehr gesprochen werden kann« (ebd., S. 15) Und: »Verändert hat sich [...] der Tonus der Sexualität, die von einem Drama zu einer angenehmen Freizeitbeschäftigung mutierte« (ebd.). Der Autor des exakt 30 Jahre zuvor veröffentlichten Buches mit dem Titel *Das Drama der Sexualität* (1987) hält also die Sexualität heute – natürlich mit ein wenig Übertreibung – für einen ganz undramatischen, unaufgeregten Freizeitspaß. Auch Volkmar Sigusch (2005) verzeichnet diese Entdramatisierung und spricht lakonisch

von einem Übergang der »Wollust« zur »Wohllust« (ebd., S. 20). Sex ist nicht mehr die Hauptmetapher für Glück, Befreiung und Emanzipation, wie noch Mitte des 20. Jahrhunderts. Er hat zumindest scheinbar seine soziale Sprengkraft eingebüßt, gegebenenfalls an die Aggression abgetreten, die heute wohl einem rigideren Tabu unterliegt.

Doch diesem konstatierten Bedeutungsschwund zum Trotz und im Widerspruch zur These einer umfassenden sexuellen Liberalisierung seit den 1960er Jahren erhalten sich verbissen verteidigte Vorstellungen sexueller Normalität. Das Widersprüchliche koexistiert, das Ungleichzeitige besteht gleichzeitig (vgl. Becker in diesem Band). Die Möglichkeiten sexueller Freiheit, die man fast als Imperativ kontinuierlicher sexueller Neuerfindung begreifen kann, stehen eng an eng neben traditionellen Rollenvorstellungen, die Kindern in Form aufdringlich vermarkteten geschlechtsspezifischen Spielzeugs buchstäblich in die Wiege gelegt werden (ebd.). Auch ein tief verankertes Ressentiment gegen das sexuell Andere brodeln weiter im Schatten der offiziell gewordenen Toleranz und bricht sich zuletzt in Forderungen nach Eindämmung der sexuellen Entgrenzung Bahn. Dies gemahnt, dass die Errungenschaften sexueller Emanzipation nicht in Stein gemeißelt, sondern fragil und umkämpft sind. Als Zugeständnisse, die sich in einer historisch kurzen Zeitspanne vollzogen haben und auf einen geografisch überschaubaren Raum beschränkt sind, sind sie nicht davor gefeit, im Zuge eines sexualpolitischen Rückschritts zurückgenommen zu werden.

Während des notwendigen Streitens für den Erhalt bereits errungener sexueller Freiheiten sollte nicht vergessen werden, dass diese Errungenschaften selbst nicht ohne Makel sind. Sie gelten in erster Linie auf gesetzlicher Ebene und nicht im selben Maße für die reale gesellschaftliche Situation der sexuell Anderen. Trotz institutioneller Liberalisierung und formaler Gleichstellung sind die zumeist schmerzhaften Coming-Outs ebenso wenig verschwunden wie der Wunsch vieler Eltern, die Homosexualität ihrer Kinder zum Verschwinden zu bringen (Krell & Oldemeier, 2015). Hinzu kommt die keineswegs rückläufige Gewalt gegen Homosexuelle in der Öffentlichkeit (vgl. Brandenburg, 2018; Klein, 2018; MANEO, 2018; queer.de, 2018;). In diesen Phänomenen äußert sich ein tief verankerter und von Hass getriebener (vgl. l'Amour laLove, 2016) Wunsch, dass Homosexualität und Homosexuelle nicht sein sollen.

Die Ressentiments verschwinden nicht gemäß gesellschaftlichen Richtlinien, worauf auch Dannecker (2014b) in einem Interview hinweist:

»Wir haben eine viel, viel größere Toleranz. Aber diese Toleranz ist, glaube ich, ein Stück weit oberflächlich. Drunter und tiefer verdrängt, ist ein Stück der alten Furcht und des alten Hasses gegenüber Schwulen und Lesben.«

Entsprechend erweist sich die Offenheit, die heute zum guten Ton gehört, beim näheren Hinsehen nicht selten als bloße Scheintoleranz. Herbert Marcuse (1966) sprach in diesem Zusammenhang auch von einer repressiven Toleranz, die nicht dem Durcharbeiten von Konflikten und der Anerkennung von Differenz entspringe, sondern einer konformistisch angenommenen Haltung der Beliebtheit. In ihrer repressiven Gestalt werde sich der Toleranz lediglich angepasst, sie werde von den Individuen aber nicht nachvollzogen.

Komplement dieser Scheintoleranz ist die Anpassung, die (subtil) von Homosexuellen als Beleg ihrer Normalität gefordert wird. Wollen sie die oberflächlich zugestandene Toleranz nicht verspielen, müssen sie sich als besonders nett, umgänglich oder fleißig profilieren. So stehen Homosexuelle, sofern sie in einer Paarbeziehung leben, häufiger als Heterosexuelle unter dem Druck, nachzuweisen, dass diese Beziehung »dem Ideal einer sich gegenseitig achtenden Liebe entspricht« (Dannecker, 2014a, S. 77). Die geforderte Anpassung wird deutlich, sobald jemand ein Verhalten an den Tag legt, das gesellschaftlichem Tadel unterzogen ist, etwa Promiskuität oder Rücksichtslosigkeit, und zusätzlich homosexuell ist. Dieses Verhalten wird schließlich rasch mit seiner Homosexualität in Verbindung gebracht. Die dünn tolerierte Homosexualität läuft im Zweifelsfall immer Gefahr, die negativen Eigenschaften, die zufällig gleichzeitig mit ihr auftreten können, auf sich zu ziehen.

## **Von der Neugierde zu einer Geschichte der Entwertung**

Die Psychoanalyse wurde sowohl von der tief verankerten Antihomosexualität als auch von der sexuellen Liberalisierung und den Forderungen nach allgemeiner Gleichbehandlung beeinflusst. Entsprechend hält Dannecker fest:

»Das psychoanalytische Denken über die männliche Homosexualität ist durchzogen von Widersprüchen, Inkonsistenzen und einer über Jahrzehnte anhaltenden Psychopathologisierung homosexueller Männer. Das ist deshalb nicht überraschend, weil die Psychoanalyse ja nicht aus der Welt gefallen ist, sondern mit ihr nolens volens verbunden bleibt« (2014a, S. 69).

Im Gegensatz zur unverhohlenen antihomosexuellen Position der postfreud-schen Analyse lässt Sigmund Freuds Einstellung gegenüber der Homo-sexualität einige Ambivalenzen und Widersprüche erkennen. Herbert Gschwind begreift sie als eine »ambivalente, aber nie vernichtende Hal-tung« (2015, S. 646), Ilka Quindeau als offenen Widerspruch: »Liberales steht neben Diskriminierendem und Herabwürdigendem« (2015, S. 649). Denn auf der einen Seite zeugen gewisse Äußerungen Freuds von einer ab-schätzigen Haltung gegenüber Homosexuellen. So etwa, als er im Konflikt mit dem Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld dessen Homosexualität als Begründung dafür anführt, dass dieser mit dem psychoanalytischen Denken nicht zurechtkäme (vgl. Gschwind, 2015, S. 637). Auf der ande-ren Seite lassen sich zahlreiche Belege für eine im frühen 20. Jahrhundert geradezu revolutionäre Seite Freuds anführen: Seine entschiedene Haltung, Homosexualität nicht als pathologisch zu betrachten (Freud, 1905d, S. 44, Anm. 1), seine Absage an Konversionstherapien (Freud, 1920a, S. 276), sein Diktum, dass im Sinne der Psychoanalyse »auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit« (Freud, 1905d, S. 44) sei, oder die intensive Beschäftigung mit seinem eigenen »homosexuellen Element« (Erdheim, 1997, S. 50; Herzog in diesem Band, S. 71). 1921 sprach er sich gegen das letztlich siegreiche Engagement Ernest Jones' und Sándor Ferenczis dafür aus, Homosexuelle nicht grundsätzlich von der psychoana-lytischen Ausbildung auszuschließen (vgl. Gschwind, 2015, S. 637f.). Freud war, so lässt sich mit Dagmar Herzog resümieren, »wesentlich neugieriger und offener« (Herzog in diesem Band, S. 71) als seine Nachkommen.

Was auf Freud folgen sollte, war die unrühmliche Geschichte einer Anti-homosexualität der Psychoanalyse, angesichts derer Gschwind von einem »Trümmerhaufen psychoanalytischer Psychopathologisierung der Homo-sexualität und damit der Homosexuellen« (2015, S. 633) spricht. Diese Ge-schichte beginnt und endet nicht mit den Namen Irving Bieber und Charles Socarides (vgl. Dannecker, 2014a, S. 72), deren Lebenswerk sicherlich den Gipfel der psychoanalytischen Antihomosexualität markiert. Die Patholo-gisierung gleichgeschlechtlichen Begehrens findet sich auch bei namhaften VertreterInnen der Psychoanalyse wie Anna Freud und Otto Kernberg, die ihre Ansicht später zumindest teilweise revidierten (vgl. Rauchfleisch, 2001 [1994], S. 151). Doch auch nach der offiziellen Entpathologisierung behiel-ten die Ausbildungsinstitute ihre ausschließende Praxis bei (vgl. Pechriggl, 2012; Rauchfleisch, 2001 [1994], S. 147f., 151, 162). Pathologisierende

Kapitel in psychoanalytischen Standardwerken wurden schließlich kommentarlos gestrichen (vgl. Dannecker 2014a, S. 79), was an einer gründlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema zweifeln lässt.

Gegenstimmen, wenn auch zunächst in verschwindender Minderheit, verschafften sich ab den 1970er Jahren zunehmend Gehör und begannen, statt der Homosexualität die psychoanalytische Pathologisierung derselben zu problematisieren. Als Marksteine der immanenten Kritik an der psychoanalytischen Antihomosexualität wären in Deutschland etwa Reimut Reiches (1972) Rezension von Socarides' *Der offene Homosexuelle* (1971) oder Danneckers und Reiches Untersuchung *Der gewöhnliche Homosexuelle* (1974) sowie in den USA das Engagement Robert Stollers (vgl. Herzog in diesem Band) oder die Arbeiten Richard Isays (1988, 1997) hervorzuheben, der sich Ende der 1980er als homosexuell outete. Darüber hinaus revidierte der Schweizer Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler seine Arbeiten zur Homosexualität und legte eine entpathologisierende Homosexualitätstheorie vor, die im deutschsprachigen Raum einmalig und besonders bedeutsam war (Morgenthaler, 2004 [1984]; Lahl & Henze, 2019). Doch obwohl es diesen mutigen Gegenstimmen gelang, Diskussionen anzuregen und festgefahrene Positionen infrage zu stellen, blieb die Psychoanalyse weit hinter der gesellschaftlichen Liberalisierung zurück: »Nichts wurde eingelöst von den Versprechungen und nichts von den Erwartungen« (Gschwind, 2015, S. 633).

### **Im Angesicht eines »Trümmerhaufens«**

Inzwischen hat sich die offizielle Position der psychoanalytischen Institutionen zur Homosexualität geändert. Niemand wagt es mehr, sich öffentlich zu einem fortgesetzten Ausschluss homosexueller BewerberInnen zu bekennen oder für eine Re-Pathologisierung homosexuellen Begehrens einzustehen. Doch kann auch für die Psychoanalyse angenommen werden, was für die Gesellschaft insgesamt gilt: dass die offizielle Kulisse der Toleranz die Homosexuellenfeindlichkeit kaschiert, sie jedoch nicht zum Verschwinden zu bringen vermag. Die neue Offenheit der Psychoanalyse könnte sich bei genauem Hinsehen als die oben beschriebene Scheintoleranz erweisen, der es Dannecker zufolge am »Akzeptieren des Anderen als Anderen« (1991 [1978], S. 65) ermangelt. Möglicherweise äußert sich die unterdrückte und nicht durchgearbeitete Feindschaft auf

verschobenen und kompromisshaften Wegen, etwa in Bedenken in Bezug auf homosexuelle Elternschaft (von Braun, 2014; Pechriggl, 2012; Preis, 2016). Auch die Aufnahmepolitik zur psychoanalytischen Ausbildung wäre eingehend zu prüfen: Wird heute von jenen, die noch bis in die 1990er Jahre Homosexuellen den Zugang zur Ausbildung verwehrten, bei Aufnahmegesprächen mit homosexuellen BewerberInnen tatsächlich dieselbe Messlatte angelegt, oder werden auch hier Belege der Normalität gefordert? Kenneth Lewes (2005) moniert, dass in der schwulenfreundlichen Psychoanalyse nur Lebensstile und Sexualpraktiken als unproblematisch gelten, die um das bereinigt sind, was den common sense infrage stellt: ungebundene, anarchische, promiske, »phallische« Sexualität. Wo der Spaß anfängt, scheint der Spaß aufzuhören. Wieder wäre die geläuterte Offenheit lediglich eine gegenüber einer angepassten Form sexueller Differenz.

Der Übergang von der Entwertung zu an sich begrüßenswerten Statements für mehr Vielfalt und Toleranz dürfte jedenfalls wenig tiefeschürfend und nachhaltig sein, wenn darin ein entscheidender Schritt übersprungen wurde: die Durcharbeitung des Vergangenen und seiner Konflikte. Erst indem die Psychoanalyse sich selbst zum Gegenstand nimmt, ihre Homosexuellenfeindlichkeit nicht nur verurteilt, sondern auch ergründet, kann sie diese überwinden. Das Vorgehen wäre dann ein psychoanalytisches: Nicht bloß auf die Vergangenheit blicken, den Kopf schütteln und mit gesundem Menschenverstand denken, dass man solche Dummheiten nicht wieder begehen wird, sondern die einzelnen Trümmerstücke genau studieren, damit diese ein Licht auf Gegenwart und Zukunft werfen.

Wenngleich Pfade dieses Durcharbeitens durch das Werk einiger AutorInnen (Cremerius, 1992; Dannecker, 2014a; Gschwind, 2015; Heenen-Wolff, 2009; Künzler, 1992; Parin, 1985; Pechriggl, 2012; Quindeau, 2015; Rauchfleisch, 2001 [1994]; Roughton, 2002; Stoller, 1973, 1985; von Braun, 2014) geebnet wurden, bleibt das weitgehende Fehlen einer systematischen und breit diskutierten Auseinandersetzung mit der Geschichte der Homosexuellenfeindlichkeit zu beanstanden. Ein solches Durcharbeiten würde die Psychoanalyse in ihren theoretischen, praktischen und institutionellen Bereichen durchdringen. Es würde nach den theoretischen Neuerungen und Einschränkungen fragen, die die Neugierde in Entwertung umschlagen ließen und sich nicht scheuen, Konsequenzen für die heutige Theoriebildung zu ziehen. Dabei wäre diese theoretische Auseinandersetzung zum einen mit dem Problem konfrontiert, dass inzwischen einige Begriffe der psychoanalytischen Sexualtheorie, wie etwa Trieb oder

Perversion, in gegenwärtigen Debatten nicht eingeworfen oder neubesetzt werden können, ohne Misstrauen zu erregen. Zum anderen würde ein konsequentes Aufarbeiten auf die Frage der psychoanalytischen Ethik stoßen: Was setzen die unterschiedlichen Schulen als gesund und normal und wie stehen diese Setzungen mit der Sexualpolitik der Psychoanalyse im Zusammenhang? Schließlich gälte es, die Frage der Institutionalisierung der Psychoanalyse, ihre Formen der (inzwischen außeruniversitären) Wissensvermittlung, der Hierarchie und ihr Verhältnis zu den anderen Wissenschaften und der Öffentlichkeit zu untersuchen.

Mit Stoller (und anderen, z. B. Pechriggl, 2012) könnte man noch einen Schritt weiter gehen und nach den latenten, psychodynamischen Motiven der Antihomosexualität fragen:

»Ist es unstatthaft, darauf hinzuweisen, daß die Probleme mancher Analytiker, Homosexualität zu verstehen, vorsichtig ausgedrückt: psychodynamische Ursachen haben? Anders als die rationaleren Erklärungen würde mir das begreiflich machen, warum wir Satzungsvorschriften gegen die Zulassung von Homosexuellen als Kandidaten, als Mitglieder des Lehrkörpers, als Supervisoren oder als Ausbildungsanalytiker haben« (Stoller, 1985, zit. nach Rauchfleisch, 1994, S. 148).

Wagt man nun die Deutung, sucht man also mit Stoller die latenten Motive, die sich in der psychoanalytischen Homosexuellenfeindlichkeit artikulieren, so könnte man die angehäuften Geschichtstrümmer als Bildungen einer kollektiven Neurose des Heterosexismus interpretieren. In dieser Lesart lassen sich auch die klassischen pathologisierenden Theorien zur männlichen Homosexualität als Symptome begreifen. So sagt die bei Ferenczi anhebende Theorietradition, die Homosexuelle in Subjekt- und Objekthomoerotiker unterteilte, d. h. fantasielos in ein klischiertes Schema von männlich und weiblich presste, mehr über die heterozentrierte Psychoanalyse aus als über die Homosexualität: Die neurotisch aufs Heterosexuelle fixierte Psychoanalyse kann nur sich selbst sehen, muss sich auf den Gegenstand projizieren, wo dieser dem Eigenen nicht entspricht. Symptomatisch ist auch, dass AnalytikerInnen über Jahrzehnte hinweg homosexuellen Männern eine Fixierung an die Mutter nachsagten, im Widerspruch zur Tatsache, dass sich diese von der Mutter und ihren Folgeobjekten gelöst und Männern begehend zugewandt haben. Mutterkomplex diagnostizierten dabei die, die beim Mann nichts als das Begehren der mütterlichen

Linie gelten ließen. Im Begehren des Mannes für den Mann dürfte jedenfalls weniger Fixierung an die Mutter stecken als im Brachialversuch, es in Form von Konversionstherapien auf Frauen umzubiegen. Schließlich wäre auch die Homosexuellen lange Zeit unterstellte unreife Bewältigung des Kastrationskomplexes (Begehren des Mannes als Abwehr von Kastration/Weiblichkeit) als Symptom des Heterosexismus zu entschlüsseln. Ungefragt gilt diesem die Gleichung Passivität/Penetriertwerden = Kastration, die von der psychoanalytischen Theorie nicht durchdrungen, sondern ideologisch verdoppelt wurde. Als Abwehr der Kastration wurde die Form der Sexualität verstanden, die der Heterosexismus als kastrierend empfindet und abwehrt. Auch hier ist die pathische Bekämpfung der Homosexualität von dem durchsetzt, was sie bekämpft. Oder in den Worten Anna Koellreuters: »[D]ie Diffamierung der Homosexualität beruht auf nichts anderem als der eigenen Triebangst« (2000, S. 107).

## **Queere Wende?**

»Queer« bedeutete noch in den 1980er Jahren übersetzt in etwa »pervers« und betonte die Rolle des Sexuellen. Im Zuge seiner vielfachen Verwendung veränderte sich wie im Falle des Wortes »schwul« die Bedeutung des Begriffs »queer«, sodass er zunehmend seine Schärfe als Beleidigung verlor und sich über eine kämpferische Selbstbezeichnung hin zu seinem weniger wertenden Alltagsgebrauch wandelte. Schließlich scheint queer geradezu ein Modebegriff geworden zu sein, dessen Reiz von seiner Unbestimmtheit und Anschlussfähigkeit zehrt:

»Heute scheint es selbstverständlich, dass queer irgendwie alles ist, was sich selbst eine Abweichung von der Norm zuschreibt. Niemand will heute mehr normal sein, also sind alle queer, denn jede sexuelle Differenz, jeder Fetisch wird zum Bestandteil einer Identität« (Kunstreich, 2015, S. 73).

Die Queer Theory entwickelte sich in den vergangenen Jahrzehnten in Teilen parallel zur Bedeutungsverschiebung des Begriffes »Queer«. Aus den Frauenstudien und den Gay and Lesbian Studies hervorgehend, verfolgte sie ab den 1990er Jahren das Ziel, Kritik an der heterozentristischen Ordnung interdisziplinär in den Wissenschaften zu verankern. Sie entfernte sich dabei zunehmend vom ursprünglich zentralen Bereich des Sexuellen